Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 17 (1927)

Heft: 9

Artikel: Die Brüder der Flamme [Fortsetzung]

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634909

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9
XVII. Jahrgang
1927

Bern
26. Februar
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Drei Gedichte von Hans Peter Johner.

Ich wandle durch den tiefen Schnee.

Ich wandle durch den tiefen Schnee,
Das Herz bedrückt von stillem Weh:
Weiß ist der Tod und schwarz die Nacht.
In Eisesbanden ächzt und kracht
Der Ufersaum am großen See.

Weit draußen, wo das Dunkel liegt,
Die Welle fließt, das Leben siegt.
Auf weißen Schollen tanzt der Tod:
Komm mit, dort treibt mein sich'res Boot,
Sein Schatten ist's, der leicht sich wiegt.

Auf dieser Brücke eilest Du
Mit mir dem Reich der Sel'gen zu.
Todsicher führt die Knochenhand
Ins Jenseits Dich, ins beßre Land.
Ein Müder findet seine Ruh'.

So sprach der Tod, fast gut gelaunt,
Und unter seinen Tritten raunt
Die schwarze Tiefe heimlich leis' —
Kaum hörbar knistert jetzt das Eis —
Was zögerst Du und bist erstaunt?

Mach vorwärts, sonst reut mich die Zeit.
Ich schaffe für die Ewigkeit.
Ein kurzer Weg, ein rascher Gang,
Dann hört Dein Ohr der Sphären Klang
Und Deine Seele ist befreit.

Da fiel herab ein lichter Stern.
O Himmelslicht, wie warst Du fern. —
Geh, Tod, ich kenne meinen Lauf. —
Und staunend hob den Blick ich auf
Und sah am Himmel Stern an Stern.

Es stand ein Haus an der Halde.

s'war Lenz, hell klangen die Glocken,
Da trug sie ihr Kränzlein fein.
Es stand ein Haus an der Halde,
Drein lachte der Sonnenschein.

Wie blühten die Lilien und Rosen!
Sie folgten den Veigelein.
Fest stand das Haus an der Halde,
Bewundert von Groß und Klein.

Nun quoll aus goldenen Beeren
Der junge, feurige Wein.
Da luden im Haus an der Halde
Die Geigen zum Reigen ein.

Hell strahlten die Weihnachtskerzen
Am Feste der Liebe rein.
Im stillen Haus an der Halde
Mocht' heimliches Leuchten sein.

Bald durfte das Wunder kommen,
Es sagten's die Windelein.
Da trat ins Haus an der Halde
Die Sorge als Wehfrau ein.

Was klagen die Kirchenglocken?
Sie nahn mit dem Totenschrein. —
Erblichen die Lichter der Halde,
Man weint um ein Mütterlein.

Memento mori.

Sonnengold und Himmelsblau,
Silber glast auf Feld und Au —
Horch! den winterstillen Wald
Weckt ein Schuß, der fern verhallt.

O wie stolz, wie kühn und frei
Wiegte sich der Königsweih!
Färbt den Schnee jetzt blutigrot,
Seine Schwingen schlug der Tod.

Wie das Falkenauge brach,
Ging's dem Waidmann seltsam nach:
Einst erfüllt Dein Schicksal sich.
Junger Jäger, hüte Dich.

Die Brüder der Flamme.

Roman von Alfred Fankhauser.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 9

Glanzmann erhob sich in seiner selbstverständlichen Dienstfertigkeit sofort und bat Mariannen: „Willst du ihn in die schöne Stube führen? Ich geh im Stall nachsehen!" Vogt bot ihm die Hand, Marianne ergriff das Licht und ging mit gesenkten Augen durchs Nebenzimmer nach der schönen Stube. Durch die Flucht der beiden Türen floß ein schmaler blutroter Weg in den verdunkelten Wohnraum.

Glanzmann tastete sich in die stockdunkle Küche, entfachte eine Laterne, schritt davon in den Stall. Vor seinen Augen ging ein hohes Gespenst den Stallgang hinüber ans andere Ende der grauen Nachthöhle. Und vor ihm her schritt ein Schatten mit gesenktem Haupt. Glanzmann stand einen Augenblick still, fuhr sich über die Augen und schaute sich um. Nein, es war niemand da. Und dennoch — die schnaufenden Kühe erschienen ihm in ihrer Gutmütigkeit gespenstisch und unheimlich, und die glotzenden Augen der hergewendeten Köpfe blinzelten tückisch.

Er verließ den Stall, Unruhe im Herzen und heimliche Angst vor dem Wiedereintreten, vor der Begegnung mit Vogt und seinem Weibe. Und als er nun mit der

Laterne wieder eintrat, saß Marianne in der Ofenecke, starren Blickes, mit beiden Armen eng an die Mauer gepreßt, als ob sie sehr friere. Sie sagte kurz: „Komm und höre!"

Er setzte sich neben sie.

„Blas das Licht aus!"

Er blies die Flamme aus und schwieg. Marianne saß wie angeschmiedet in der Finsternis und atmete in großer Bedrängnis. Glanzmann wartete beklommen, wartete Minute um Minute.

„Sprich etwas!" sagte sie.

„Was soll ich sagen?"

„Du weißt nichts? Nun, dann weiß ich etwas! Ich will nicht, daß du heute nacht bei mir liegst! Der Geist hat mir nicht gesagt, daß du mein Mann seist!" Ihre Worte überstürzten sich, und sie litt an dem Hohn dieser Worte.

Plötzlich aber sprang sie vom Ofen, verschwand im Nebenzimmer, man hörte den Riegel gehen, und Glanzmann wußte, daß er ausgeschlossen sei. Und abermals bedeckte er die Füße mit dem Rock und legte sich schlafen. Er wußte nur, daß er die Tür niemals sprengen würde...

Aber in der Nacht träumte Glanzmann: Ein Apfelbaum stand mitten in seiner Hofstatt, ein mißgepflegter Apfelbaum, und trug lauter rote Aepfel. Und Eva ging unter den Bäumen und brach einen Apfel und reichte ihn Adam. Er aber, Glanzmann, schaute zu und fragte in großer Traurigkeit: „Warum?" Eva antwortete: „Warum hast du den Baum verachtet?" Und Adam sagte: „Ich bin wie Gott und sage dir, was gut und böse sei!" Glanzmann aber ging traurig von dannen.

7.

Der Tag wurde heiß, die Sonne funkelte, und weit umher lag duftendes Sommerland in weichen Hügeln und fernen, durchsichtigen Bergen. Und über die Hügel hin strich ein Wind, der trug in die Häuser der Rötiwiler Bauern ein Gerücht seltsamer Art, daß etwas nicht richtig sei im Obermoos, daß Glanzmann sich einen Fremden hergeholt, wer weiß, was für einen Fremden, und dieser Fremde sei nicht umsonst da.

Und kurz vor Mittag sah man aus der Ferne, daß der Fremde Leitern aufrichtete und die Kante des Daches erstieg, gewandt wie eine Katze umging und irgendwie unverständlich zu hantieren begann. Alsbald hieß es bei den Bauern: „Gebt nur acht! Das ist der Oberoltiger!"

„Was will der Oberoltiger auf dem Dach! Der ist doch kein Dachdecker und kein Spengler! Der ist doch Viehdoktor!"

„Ach was, Viehdoktor! Sein bestes Geschäft ist doch die Blitzableitergeschichte! In der oberen Landschaft montiert er in allen Dörfern!"

Und trotz der Sommerszeit und trotz der eigenen Arbeit ließen sich die Bauern von der eitlen Neugier verleiten, und kurz vor Mittag entstand ein kleiner Aufruhr auf dem Dorfplatze, und Weiber und Kinder und Bauern eilten die Ackerwege hinauf ins Obermoos, um begierig die neumodischen Hantierungen anzuschauen.

Und alsbald sah jedermann, daß Glanzmann Handlangerdienste verrichtete, und daß der Fremde dort oben auf dem Dache befahl. Zuerst hielt Glanzmann die Leiter, damit der Oberoltiger heruntersteige und einen vergessenen Kasten nachhole. Darnach stieg er selbst in die Höhe und hielt den Kasten. Und der Fremde tat alles wie selbstverständlich.

Marianne stand unter den Neugierigen und spähte mit in die Höhe. Sie sah die Rötiwiler kaum, trug ein Gesicht, noch rätselhafter und verschlossener als gewöhnlich, und eines heimlichen Triumphes voll.

Einige Neugierige begannen zu fragen. Das müsse wohl auf Glanzmanns Dach glitzern, damit der Name passe...? Eine gute Idee übrigens, die Fahne auf dem Dach! Oder ob da oben eine Glocke aufgehängt werden solle? Die Kirche stehe doch mitten im Dorfe, soviel man wisse! Oder ob sie am Ende Ursache hätten, einen besseren Schutz als des lieben Gottes Hand über sich zu wünschen?

Marianne sagte nichts auf all den Spott. Sie sah nur in die Höhe, wiegte das Kind im Arme und beachtete keine Seele. Als aber der rote Zbinden versuchte, mit ihr zu sprechen, wandte sie sich ab, trat in die Küche und verschwand.

Zbinden murrte unter dem Volke herum, trat zum kahlköpfigen Kassier, nickte ihm zu: „Ein Fortschrittler, der Obermooser, hm?" Und der Kassier lächelte schlau. „Nicht ein Rückschrittler, wie die Bäuerin meint!"

Unter den Zuschauern wurde der Spott immer allgemeiner. Der Kassier wandte sich an die blasse Frau des Spenglermeisters Gasser: „Was meinst du, Hanne, das Blitzableitermontieren ist wahrscheinlich ein gutgehendes Geschäft. Da kommt einer jeden Tag in die Höhe. Das wär' was für deinen Mann!" Ringsum Gelächter. Hanna wurde tiefrot. Zbinden aber, der nicht leicht eine Grenze kannte, rief laut über den Platz: „Und wenn er eines Tages runterkommt, so geht's wenigstens schnell! Und manche wird gern Witfrau!"

Da senkte die Spenglersfrau die Lider und wollte vor Scham vergehen, und ihr unglückliches Gesicht verbot jedes Lachen. Glanzmann aber, den der immer anwachsende Lärm erboste, stieg von der Leiter, rief im Hinuntersteigen Zbinden zu: „Du Spötter!"

Die Zuschauer verstummten, Zbinden murrte Unverständliches. Aber unvermittelt, mit blitzenden Augen, wie man sie bis jetzt an ihm nie gesehen, trat der Obermooser unter das Volk und begann zu sprechen. Seine Rede klang fließend und überraschte Rötiwil. Ob sie vielleicht dächten, ein Säufer und grober Patron werde sich bessern, wenn er in unheiligem Sinne anfange, sein Geschäft zu erweitern und Stangen auf die Dächer zu pflanzen? Der Mann, der das Geheimnis entdeckt, wie man sich vor den Flammen des Himmels schütze, sei ein tugendhafter Mensch gewesen, dem darum auch die viele Weisheit gegeben ward.

Und unerwarteterweise zog Glanzmann aus der Rocktasche das Bild des verstorbenen Erfinders, ließ es im Kreise umgehen und ermahnte alle, es recht zu betrachten, denn sichtbarlich stünden in den Augen die Erleuchtung des Geistes und die Kraft seiner Weisheit und Tugend zu lesen. Die Wirkung der Rede auf die Bauern war Staunen und Kopfschütteln. Zwar waren sie alle gute Christen, aber in öffentlicher Rede, zusammenhängend und obendrein von

heiligen Dingen sprachen sie nicht. Solches taten nur die Sektierer!

Ein Geflüster ging um: „Seht, er hängt doch dem Oberoltiger an!“ Und mit einem Male sah man nicht mehr Glanzmann, sondern den hantierenden Spenglermeister oben auf der Hauskante, griff sich an die Stirn und gab sich mit dem Ellbogen Zeichen. Der Wagner vom Weghaus äugte groß und mit offenem Munde umher, trat zu Glanzmann und sprach: „Er soll zu uns reden, und das soll er!“ Und der schwarze Dolder vom Höchhaus kam ebenfalls gierig herangekeucht: „Wird er predigen?“

In diesem Augenblick geschah etwas Sonderbares, von wenigen bemerkt und von niemand verstanden. Marianne wandte sich mit rotem Gesicht ab, schlug die Kinder, die sich an ihrer Schürze hielten, auf die kleinen Hände, als ob sie sich lösen möchte, und verschwand im Hause.

Abfahrt zum Fest. Nach einem Gemälde von Franz Simm.

Kaum aber war sie vom Vorplatz verschwunden, richtete sich der Oberoltiger auf der Dachfirst in die Höhe, tat einen leichten Schritt nach der Leiter hin und rief in die versammelte Menge hinein: „Geht heim, Leute! Bedenkt, was ihr gehört und gesehen! Dies Zeichen wird euch Sicherheit geben gegen die Wut der Elemente, aber gegen die Versuchung in eurem Innern werdet ihr anderer Waffen bedürfen. Seht zu, daß euch die Sicherheit nicht das Gewissen schwäche!“

Es war merkwürdig, die Leute hörten den Befehl, sich zu entfernen, machten eine Wendung zum Gehen, husteten, wie in der Kirche nach dem Amen, und bewegten sich wirklich dorfwärts. Aus dem zunehmenden Gemurmel aber ward deutlich hörbar, wie die Welle von Spott und Zweifel sich ausbreitete und mit Neugier und Verwunderung mischte. Wie ein Stein in den Teich fällt: Die Ringe dehnen sich aus! Aber sie werden nach der Mitte zurückebben!

Einzig ein hagerer Mann war zurückgeblieben, und irgendwo in der Hofstatt stand zaghaft die Spenglerin; auch sie schien etwas auf dem Herzen zu haben, doch wagte sie sich nicht vor. Der hagere Mensch, mit einem Sperbergesicht, doch ohne Sperberwildheit, trat nahe an Glanzmann und sah ihm in die Augen.

„Der da oben — ist das der Oberoltiger?“

„Ja!“

„Hör', Glanzmann, ich habe dich bis dahin für einen rechten Mann gehalten! Willst du zu dem da oben abfallen? Nimm dich in acht vor ihm!“

„Wer bist denn du?“ fragte Glanzmann den sehnigen Menschen mit den langen Gliedern und dem scharfen Blick. „Wer ich bin?“ antwortete der; „ich zeige mich nur im Dorfe, wenn es ander Wetter gibt, sonst findet man mich dort, wo ich hingehöre! Also nimm dich in acht!“

Und wie ein wegfliegender Vogel stieß er mit dem Absatz gegen den Boden und schien ins Laufen geraten zu wollen, so nahmen ihn die Beine mit. Verwundert stand Glanzmann da, überlegte, staunte dem hageren Wanderburschen nach — da trat auch die Spenglerin vor. Sie sah einen Augenblick lang in Glanzmanns erregtes Gesicht, als ob sie ängstlich und besorgt um sein Wohlergehen in Augen und Zügen suche, dann senkten sich ihre großen weißen Lider tief und verbargen die Augen; in den Wangen aber stieg hohes Rot auf.

Glanzmann fragte, immer noch verwundert über den Fremdling: „Wer war das?“ Sie sah ihm errötend ins Gesicht. „Der dort unten? Der Tannzapfenbrenner Stettler! Der kommt alle Vierteljahre einmal aus seinen Einöden herauf ins Dorf...“

„Aha! Dort, wo er hingehört, findet man ihn! Wieso kommt er heute, gerade heute? Es gibt Zufälle, Hanna, vom lieben Gott her kommt uns etwas zugefallen!“

„Ja“, sagte sie, „und ich dachte, vielleicht möchte auch uns etwas zufallen!“ Und sie wollte weitersprechen, aber ein Gedanke oder ein jähes Gefühl versperrte ihr die Worte, wieder sah sie vor sich nieder, legte die blumenhaft gebogene Linke über die Rechte, schwieg, wurde unter seinem verwunderten Schweigen immer unsicherer.

„Ja, was meinst du denn, daß euch zufallen möchte!“

„Ich dachte, vielleicht hätte der Spenglermeister einen Mann nötig, der ihm hilft. Und da der Gasser wenig Arbeit hat in Rötiwil und hie und da nicht weiß, was er anfangen soll, so dachte ich...“

Noch sprach sie, als der Oberoltiger von der Leiter stieg; im gleichen Augenblick stand auch Marianne in der Haustür und überschaute den Platz; es schien, als fahre sie zusammen, sobald die Füße des Fremden unter den Dachrand hinabgriffen. Und als er die untersten Stufen der Leiter federnd hinabsprang, richtete sie sich empor und trat

in ihrer ganzen Größe zu den dreien. Glanzmann sah sie nicht kommen, ihn beschäftigte die Bitte der Spenglersfrau. Aber Hanna schaute mit leiser und freundlicher Verwunderung

Aufsatz auf dem Samariterbrunnen in der Au in Freiburg. Bildhauerarbeit von Hans Gieng (1550).

Beispiel eines Schöpfbrunnens, wie sie in Bern auch im Gebrauch waren, um das Grundwasser aus einer Tiefe von 5—10 Metern heraufzuschöpfen

auf die starke Bäuerin. Wie war sie selber zierlich und weich neben ihr, eine weiße Lilie neben einem saftigen und starken Haselzweig!

Vogt aber, der Gierige, umrundete sie mit seinen Augen, stand einen kurzen Atem lang ruhig und prüfte, wer weiß was. Und diesen prüfenden Blick fing Marianne; wie eine Katze krallte sie die Hände zusammen, glitt mit den jählings sich erbosenden Augen vom Vogt auf die Spenglerin ab und begegnete dem leise bewundernden und nun in sich selbst zurückschreckenden gütigen Blick der zierlichen Frau.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasserversorgungen der Stadt Bern.

I. und II. Periode.

Um einen Ueberblick über die viegestaltige Wasserversorgung der Stadt Bern geben zu können, ist eine Gruppierung der Brunnen nach deren Entstehungszeit, der Konstruktionsart und künstlerischen Bedeutung nicht zu umgehen. Wir beginnen mit der Darstellung der ersten zwei Perioden.

Bei der Wahl der östlichst gelegenen Halbinsel, welche die Aare bei Bern umfließt als Bauplatz unserer Stadt, fiel jedenfalls der Umstand sehr stark ins Gewicht, daß auf diesem Hügelrücken trinkbares Wasser zu finden war, was bei der Halbinsel des Reichenbachwaldes, auf welcher die keltischen und römischen Städte im dritten bis fünften Jahrhundert gestanden hatten, nicht der Fall war.

Das von Westen her in den verschieden gestalteten Moräneschichten unseres Baugrundes fließende und stagnierende Grundwasser war teilweise durch Schöpfbrunnen erreichbar, teils trat es, besonders am Nordabhang des Hügelrückens und in den Quergräben, welche ursprünglich eine geologische Eigenheit unserer Halbinsel bildeten, zu Tage.

Im Gebiete der ältesten Stadt gab es 1191 bis 1256 nur zwei laufende Brunnen: den Stettbrunnen zu unterst an der Brunngasse und den Lehnbrunnen oben am heutigen Postgaßschulhaus. Der Stettbrunnen entsprang etwa 10 Meter tiefer als die Brunngasse aus der Stützmauer, die nach Norden die erste Befestigung bildete. Die jetzt über dem Stettbrunnen vorhandenen, auf hohen Holzpfosten ruhenden Ueberbauten, die ein so interessantes und malerisches Gepräge zur Schau tragen, stammen erst aus den dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts.

In der zweiten Bauperiode der Stadt, die von 1256 bis 1340 dauerte, kamen sicher zwei, vielleicht aber auch drei öffentliche Brunnen hinzu: nämlich der Brunnen im Badergraben unter der Westseite des heutigen Kornhausplatzes, etwa gegenüber dem heutigen Restaurant Ringgenberg, und der Brunnen bei den Predigern im Kreuzgang. Dieser Brunnen lag 2 Meter südwestlich von der Südostecke des heutigen Theaters. Es muß dies ein Schöpfbrunnen gewesen sein. Zuletzt sei der Brunnen im Schegkengraben genannt, der, vielleicht erst nach der Erbauung der dritten Befestigung zu Ehren gezogen, bei der Schaffung des heutigen Waisenhausplatzes verschwand. Dieser Brunnen muß sich unter dem unteren Ende der heutigen Speichergasse befunden haben; sein Wasser fließt nun der Seifenfabrik Walthard & Wildpolz zu. Mit diesen fünf öffentlichen Brunnen, zu denen später noch ein Schöpfbrunnen an der Herrengasse kam, und den von Privaten angelegten Schöpfbrunnen in einzelnen Höfen der Privathäuser, mußten sich die Bewohner Berns bis ins erste Viertel des 15. Jahrhunderts begnügen. Da die Schwemmkanalisation die Existenz des Stadtbaches zur Voraussetzung hat, der kaum vor dem 14. Jahrhundert durch die etwas hoch gelegene Mitte des Stadtrückens hinunterfloß, und neben den Ehgräben zahlreiche Senkgruben bestanden haben, kann man sich unschwer ein Bild von der „Reinheit" dieses Grundwassers machen. Kein Wunder, daß damals Epidemien an der Tagesordnung waren.

Der trockene Sommer 1393 bewirkte das Sinken des Grundwassers, so daß damals diese Brunnen überhaupt kein Wasser mehr lieferten. Zur Hebung dieser Kalamität gab es kein anderes Mittel, als das Quellwasser von außen in die Stadt einzuleiten. Nach Justinger wurden 1393 „die stockbrunnen ze Bern in die stadt geleit", in den Rechnungen erscheinen sie erst wesentlich später. Infolge des Burgdorfer Krieges waren die finanziellen Mittel der Stadt vollständig erschöpft; es ist deshalb wohl begreiflich, daß die kostspieligen Arbeiten, die für die damalige Zeit doch mit wesentlichen technischen Schwierigkeiten verbunden waren, so lang als möglich verschoben wurden. Am wenigsten Schwierigkeiten und Kosten bot die Errichtung eines laufenden Brunnens an der Matte. Ueber die dortigen Zustände jener Zeit schreibt Justinger: „Und was ein groß notdurft, won wie trüb und unrein die Are war, so hatten si da niden kein ander Wasser." Dieser laufende Brunnen wird 1416 erwähnt, ohne nähere Bezeichnung des Standortes. Das Wasser lieferte die untere Quelle am heutigen Aargauerstalden gegenüber dem Klösterli. Die Versorgung der übrigen unteren Stadt bis zur Kreuzgasse mit Quellwasser scheint erst 17 Jahre später begonnen zu haben. Zu diesem Zweck mußte das Wasser bedeutend höher an der „Sandfluh" unterhalb dem jetzigen Rosengarten ge-